

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

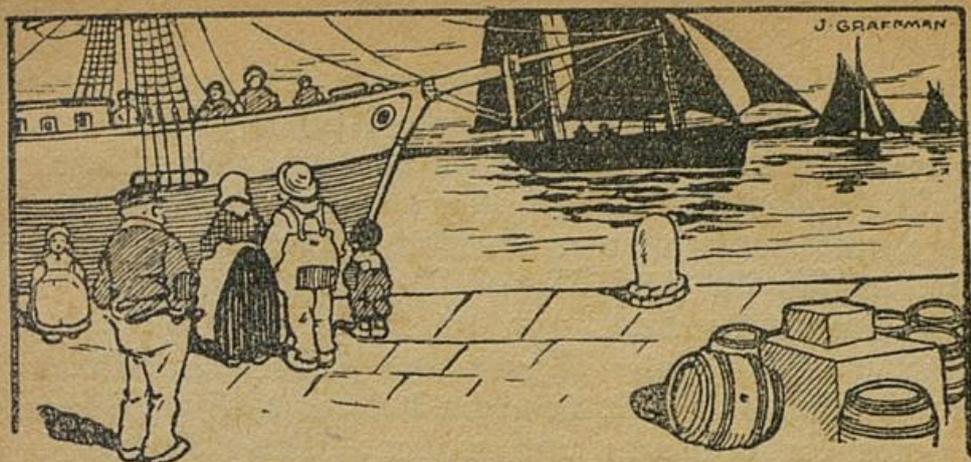
**Harm**

**Hannesen, Robert**

**Oldenburg i. Gr., 1905**

I. Die "Johanna".

**urn:nbn:de:gbv:45:1-7008**



I.

## Die „Johanna“.

Farm Alexis bei Hornesly  
(Nord-Amerika), im März 18..

Mein lieber Eduard!

Deinen lieben Brief vom August vorigen Jahres habe ich erhalten. Es war mir eine schmerzliche Ueerraschung, zu lesen, daß Deine gute Frau, die Mutter Deines Buben, heimgegangen ist und Euch für immer verlassen hat. Lieber Junge, wenn Du diesen Brief erhältst, wird nach dem traurigen Falle eine geraume Zeit verstrichen sein, und ich will nicht von neuem die schwere Wunde aufreißen; Du weißt, welchen Anteil Deine Tante, die Dir viele Jahre die Mutter ersetzte, an den Geschicken ihres lieben und einzigen Neffen nimmt. Und weil dem so ist, wirst Du meinen Vorschlag verstehen, den ich Dir in folgendem mache:

Komme mit Deinem Söhnchen zu mir nach Amerika, wo Du mir eine gute Stütze sein wirst in der Bearbeitung

meiner Farm, und wo ich instande sein werde, auch Deinem Kinde eine gute sorgsame Mutter zu sein, wie ich es Dir gewesen bin. Als ich vor etwa sechs Jahren dem Rufe meines alten, nach hier ausgewanderten Vaters folgte, und nach fast viermonatlicher stürmischer Ueberfahrt endlich in der „Neuen Welt“ eintraf, war der Gute bereits beerdigt, und an Stelle einer blühenden Farm, an Stelle guter Wiesen und Felder, fand ich ein vernachlässigtes Gehöft, steinigen Acker und dürre Wiesen, in denen die schaltende und waltende Kraft überall zu fehlen schien. Mein Vater war allerdings leidend gewesen und nun schon mehrere Monate tot. Daß ich mit der mir eigenen Fähigkeit, die ich als alleinstehende Witwe oft genug beweisen mußte, sofort energisch eingegriffen und manches verbessert habe, das wirst Du gern glauben, aber es fehlt doch hier die Kraft des Mannes, die eine Frau niemals ersetzen kann. Bei richtigem Zugreifen wird sich die Farm zu einer ungemein ertragreichen ausgestalten lassen.

Du sollst mir helfen! Vertausche die Feder mit der Art und dem Pfluge, komme zu mir mit Deinem Buben, und in gemeinsamer Arbeit und in gemeinschaftlichem Streben wirst Du den schweren Verlust viel eher überwunden haben, als auf Deinem Bureau, wo ich Dich in dumpfem Brüten vor mir sehe.“

Die Hand des jungen Mannes, an den diese Zeilen gerichtet waren, sank auf das Schreibpult nieder, noch ehe Eduard den inhaltsschweren Brief zu Ende gelesen hatte. Derselbe enthielt in seinem Schlusssatze außer gut gemeinten Grüßen die nochmalige Aufforderung, nach der „Neuen Welt“ überzusiedeln.

Ja, ja, das war ein inhaltsschweres Schreiben, die Anregung zu einem großen Entschlusse: Heimat, Stellung, alles um sich her preiszugeben, das Grab des über alles geliebten Weibes, das er fast täglich besuchte,

verlassen und in die Welt hinauszufegeln, in die „Neue Welt“, die manchem schon vieles versprochen, wenigen auch nur etwas gehalten hatte. Aber mit seinem Jungen, mit seinem Kinde, dem Troste in schweren Tagen, sollte Eduard reisen, einem sichern Hafen entgegen, in die Arme einer Frau, die es so herzlich und so gut mit ihm meinte und die ihm die frühzeitig geraubte Mutter während vieler Jahre ersetzt hatte.

„Herr Meyer!“

Hestig schrak Eduard auf, verwirrt einige Worte stammelnd. Vor ihm stand der Prokurist des großen Bremer Handelshauses, in welchem er seine immerhin einträgliche Stellung inne hatte.

„Herr Meyer! wollen Sie die Güte haben — — aber was ist Ihnen, mein Bester, Sie sehen ja aus, als sei Ihnen ein großes Unglück passiert. Holla, was gibts?“

Prokurist Janßen war dem jüngeren Kollegen stets ein freundlicher und teilnehmender Vorgesetzter gewesen, denn er schätzte ihn seines stillen und doch so regsamen Wesens wegen hoch. Als Eduards Gattin beerdigt worden war, hatte er an seiner Seite gestanden und ihm schließlich zugeflüstert: „Mann, Kopf hoch, Sie haben einen herzigen Jungen, der eines ganzen Vaters bedarf, wenn etwas aus ihm werden soll!“

Der Prokurist faßte den jungen Mann an der Schulter. „Nun, was ist denn los, Sie stieren mich ja förmlich an, kommen Sie mit mir in mein Zimmer, und schütten Sie mir Ihr Herz aus.“

Mechanisch griff Eduard Meyer nach dem eben erhaltenen Briefe und folgte dem Prokuristen in sein Zimmer, dessen Thür geschlossen wurde.

„Also, was gibts, mein lieber Herr Meyer?“

Eduard reichte dem älteren Freunde stumm den Brief, und dieser überflog mit wachsender Aufmerksamkeit die großen und etwas eckig geschriebenen Buchstaben.

„Und nun,“ sagte er aufblickend, „Sie werden doch dem Rufe sofort folgen!“

Eduard schaute ihn unschlüssig an, dann aber stammelte er: „Das sagen Sie mir, Sie, dem ich für immer eine treue Stütze sein wollte, an dessen Seite ich mein ganzes Leben arbeiten möchte, Sie weisen mich fort?“

„Nicht so, mein Lieber, von einem Fortweisen kann keine Rede sein, und es wird mir gewiß nicht leicht werden, einen Ersatz für Ihre treue Arbeitskraft zu finden. Aber hier gibt es kein Zögern, kein Zurückhalten. Denken Sie daran, daß nicht nur Ihr eigenes Wohl, nicht nur das Wohl Ihres Kindes, ja vielleicht das Glück für Sie beide, in Frage kommt, sondern Sie haben auch den Dank gegen die gute Frau, die als Ihre Tante sich ganz Ihrer Erziehung gewidmet hat, abzutragen. Sehen Sie denn nicht aus dem Briefe, daß dieselbe Ihrer dringend bedarf?“

„Als die Dame vor einer Reihe von Jahren,“ fuhr der Prokurist fort, „Sie als kleinen Jüngling zu mir brachte, um Sie als Lehrling zu empfehlen, da wußte sie des Guten nicht genug über ihren Neffen zu sagen und verstand Sie so empfehlend zu schildern, wie es eine leibliche Mutter nicht besser vermocht hätte. Nur ihr verdanken Sie es, daß wir Sie damals in unser Haus aufnahmen, trotzdem eine Lehrlingsstelle nicht offen war, und wenn diese wackre Frau jetzt Ihrer Hilfe bedarf, gibt es meiner Ansicht nach kein Befinnen für Sie.“

Eduard nickte seufzend.

„Gehen Sie mit Gott, bereiten Sie sich auf die große Reise gut vor, und sollten Sie etwa später zurückkehren und einer Stellung bedürfen, so wenden Sie sich nur an unser Haus, in dem Ihnen sicherlich stets ein Platz offen stehen wird.“

Eduard ergriff die Hände des älteren Freundes und sprach ihm gerührt seinen tief gefühlten Dank aus. Er

erklärte, die Reise bestimmt unternehmen zu wollen, nachdem er zuvor alle seine Angelegenheiten in bester Weise geregelt hätte.

Mit einem der nächstfahrenden Schiffe wollte er die Heimat verlassen und sich die folgenden Wochen mit dem Verkauf seines Hausstandes, dessen Mitnahme bei den damaligen schwierigen Transportverhältnissen einfach ausgeschlossen erschien, beschäftigen. Hart genug wurde es ihm, alle die ihm lieb gewordenen Gegenstände zu veräußern, aber es mußte doch sein, und mit manch schwerem Seufzer nahm er Abschied von den Möbeln und andern Stücken, an die sich liebe Erinnerungen knüpften, oder die auch Zeugen unsäglichen Leidens gewesen waren. Freunde und Geschäftskollegen wetteiferten, dem Scheidenden Stücke des Haushaltes abzukufen und sie gut zu bezahlen, sodaß er schließlich ein ansehnliches Sümmlen sein eigen nannte.

Auch der würdige Prokurist kaufte einige der wertvolleren Sachen und fügte der letzten Gehaltszahlung im Einverständnisse mit den reichen Inhabern des großen Handlungshauses eine kleine Summe als Abschiedsgeschenk bei. So konnte denn Eduard, ohne des Auskommens wegen besorgt zu sein, seine Reise antreten.

Allerdings gehörte zu damaliger Zeit schon ein heroischer Entschluß dazu, sich dem Schiffe zu einer Fahrt über das Weltmeer anzuvertrauen, und eigentlich wagten fast nur diejenigen, die wie Eduard in der Hafenstadt geboren und groß gezogen waren, eine solche, mit Gefahren und Strapazen aller Art verbundene Reise.

Während man jetzt in den herrlichen, schönen Hotels gleichenden, mit allen Bequemlichkeiten großartig ausgerüsteten Dampfern des Norddeutschen Lloyd und der andern großen Schiffsahrtsgesellschaften in noch nicht einer Woche über das weite Meer nach Newyork gelangt, mußte man zu jener Zeit in Segelschiffen die

Fahrt unternehmen, die oft drei bis vier Monate dauerte, ja bei widrigen Winden sich noch länger hinzog. Daß dabei mancher sein Ziel nicht erreichte, leuchtet ohne weiteres ein. Oft hielten die Schiffe, die auf der langen Ueberfahrt entsetzlich zu leiden hatten, den an sie gestellten Anforderungen nicht stand, oft wurden sogar auch neue, gut gebaute Schiffe auf ihren ersten Fahrten die Opfer der Zerstörungswut des Meeres, zumal da die Schiffe aus Holz erbaut waren.

Während die Pracht in der Ausstattung der jetzt von Bremerhaven abfahrenden Ueberseedampfer geradezu verblüffend wirkt und alle Erwartungen in den Schatten stellt, während jetzt die Passagiere der ersten und zweiten Kajüte nichts an Bequemlichkeiten, auch das Geringste nicht, entbehren, blieb zu jener Zeit das Gebotene selbst hinter den bescheidensten Ansprüchen weit zurück. Heute rollt und schaukelt der Dampfer bei schwerem Seegange zwar auch noch, aber ein Aufenthalt auf dem Promenadendeck in der herrlichen frischen Seeluft ist fast zu jeder Zeit noch möglich. Bei den Segelschiffen gab es kein Promenadendeck, keine Gelegenheit zum Spazierengehen, und selbst in den schmalen Gängen zu Seiten des Schiffes konnte man sich nur bei ganz ruhiger See und wenn der Wind so von hinten trieb, daß das Fahrzeug nicht auf die Seite gelegt wurde, etwas Bewegung machen.

Der Norddeutsche Lloyd bietet heute seinen Kajüten-Passagieren hübsche kleine Logierzimmer mit einem und mehreren Betten, die nichts zu wünschen übrig lassen. Für alles ist gesorgt, wengleich jedes Winkelchen sinnreich ausgenutzt wird. Zu damaliger Zeit gab es nur große gemeinsame Kabinen, in denen viele Menschen zusammen Aufenthalt nehmen mußten. Ihre Schlafstätten bestanden aus Hängematten, welche an der Decke angebracht waren. Ging die See hoch, so konnte man, der Bewegung des Schunkelwalzers gleich, die Ruhenden hin- und herschaukeln sehen, manchmal nicht gerade sanft

gegen einander schlagend. Ueber die Luft in diesen Räumen, unter deren Bewohnern oft während der ganzen Reise die Seefrankheit herrschte, laßt mich den Mantel der Liebe decken.

Schön war eine solche Ueberfahrt nicht, und im Gedanken daran sollte heutzutage jeder eine Fahrt von Bremerhaven nach Amerika als eine Vergnügungsreise betrachten.

Die Verpflegung ließ zu jener Zeit alles zu wünschen übrig. Wurden auf einem solchen Schiffe, das auch Güter beförderte, schon 200 Menschen und mehr zusammengepfercht, wie sollten dieselben anders für eine so lange Reise beköstigt werden, als durch gepökeltes und geräuchertes Fleisch, Reis, Mehl und Hülsenfrüchte, sowie durch Schiffszwieback, der alles Brotartige ersetzen mußte.

Da das mitgenommene Trinkwasser meist recht knapp wurde und zum Waschen überhaupt nicht verwendet werden durfte, nahm die Unreinlichkeit überhand, denn Seewasser ist zum Waschen ungeeignet.

Also Eduard Meyer rüstete sich zu der schwierigen Ueberfahrt und bestellte rechtzeitig für sich und seinen dreijährigen Knaben die Fahrkarten nach Newyork. Es erschien ihm als ein gutes Zeichen, daß er die Fahrt auf einem neuen großen Schiffe, einer Bremer Reederei gehörig, antreten sollte.

Stattlich nahm sich die „Johanna“ aus, das mußte man sagen, ein nach den neuesten Erfahrungen gebautes großes Segelschiff, welches seine erste Fahrt ausführen sollte und von dem man sich eine schnelle Reise wohl versprechen konnte. Bis zu 250 Passagiere konnte das Schiff aufnehmen, wenn freilich auch das letzte Plätzchen besetzt wurde. Die Leitung war dem altbewährten, überaus tüchtigen Kapitän Oldejanns anvertraut, der schon manchmal den großen Teich, wie er im Scherze

den Atlantischen Ozean nannte, durchquert hatte. Nur ungern hatte der alte Seebär das neue Schiff übernommen, aber seine alte Brigg „Amalia“ war dringend reparaturbedürftig geworden und mußte, für längere Zeit außer Kurs gesetzt, auf dem Helling einer Heilkur unterzogen werden. Daß man gerade ihm das neue Schiff anvertraut hatte, erfüllte immerhin sein altes Seemannsherz mit einem gewissen Stolz. Er brummte zwar lange noch, nachdem er dem Reeder seine Zuwilligung zur Führung des Schiffes gegeben, aber in seinem Innern freute er sich doch, und sehnsüchtig sah er dem Tage der Abreise, die für Anfang November angesetzt war, entgegen.

Eduard benutzte die letzten Tage zu Abschiedsbesuchen bei seinen Freunden und Vorgesetzten. Seinen kleinen Hermann an der Hand führend, trat er eines Tages in die Privatwohnung des Profuristen, dessen Schwester, eine lebenswürdige Dame, ihn freundlich empfing.

„Sie haben eine große Reise vor,“ redete Fräulein Janßen ihn an, „aber die Veranlassung zu derselben ist eine so wichtige, und es erwartet Sie in Ihrem neuen Berufe eine so würdige Tätigkeit, daß auch ich nicht gezögert haben würde, dem Rufe zu folgen, und ich bin eine Dame. Ihre Tante kenne ich, sie ist eine ebenso anspruchslose, als überaus tüchtige Frau und Wirtschaftlerin, der es sicherlich auch allein gelingen würde, ein großes Hauswesen in die Höhe zu bringen. Ich bin überzeugt, daß es Sie niemals gereuen wird, dem Rufe gefolgt zu sein.“

Inzwischen trat der Profurist ein und verwickelte Eduard in ein längeres Gespräch, das sich natürlich auf die Reise bezog und die Zukunft Eduards behandelte.

Unterdessen hatte Fräulein Janßen den kleinen Hermann an die Hand genommen und war mit ihm

in ein Nebenzimmer gegangen, um ihn durch allerlei kleine Geschenke zu erfreuen. Der Junge war ein aufgewecktes Kind, welches sich in frischer natürlicher Weise so recht nach Kinderart gab. Hellblonde Locken umrahmten das rosige Gesichtchen, aus dem ein paar blaue, große Augen munter in die Welt schauten, so ahnungslos und so unschuldig, daß man den kleinen Kerl sogleich lieb gewinnen mußte.

Die Kleinigkeiten, welche die gute Tante dem Kinde schenkte, riefen lauten Jubel in ihm hervor. Aber merkwürdig, nichts fesselte den Jungen so, als ein kleines goldenes Herzchen, welches die Dame an einem dünnen Kettchen am Halse trug. Es war geradezu eigentümlich, wie die Augen dem glänzenden Schmuck fortgesetzt zugewandt waren, und als das Fräulein den Knaben auf den Schoß nahm, griffen beide Händchen darnach.

„Das Herzchen gefällt Dir wohl besonders gut?“ fragte sie. Hermann nickte nur und spielte mit demselben.

„Der kleine Schmuck ist zwar ein Andenken an meine heimgegangene Schwester, die ihn als Kind getragen, aber wenn er Dir so viel Freude bereitet, so will ich ihn Dir schenken,“ sie faßte das Schloß des Kettchens und befestigte es am Halse des Jungen, welcher überglücklich die gute Tante umarmte.

„Na, na, Du bist ja wohl ein Mädchen geworden?“ sagte der Vater, als er seinen Kleinen mit dem Kettchen sah, aber es stand dem Kinde auf seinem buntfarrierten Kleidchen, das es trug, allerliebste.

„Lassen Sie es den Kleinen als ein Andenken von einer Tante tragen, die ihn in einer Viertelstunde unendlich lieb gewonnen hat,“ sagte Fräulein Janßen mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Eduard nahm das reizende Geschenk dankend an, und nach herzlichen Abschiedsworten und mit dem Auf-

trage, seiner Tante viele Grüße aus der Heimat mitzubringen, verließen Eduard und der kleine Hermann die Wohnung der teilnahmsvollen Menschen.

Am nächsten Tage mußte sich Eduard mit seinem Kinde nach Bremerhaven begeben und dort in einem Gasthose, wo die Auswanderer einzufehren pflegten, übernachten. Der Vater hatte dem Jungen das goldene Herzchen, von dem dieser nicht lassen wollte, unter das Kleidchen geknüpft, damit er es nicht verlieren sollte.

Eduard saß in einer Ecke der Gaststube. Recht trübe sah es in seinem Innern aus. Der Entschluß, die Heimat zu verlassen, war doch ein recht schwerwiegender gewesen. Fast wollte es ihn gereuen, und es überkam ihn ein Furchtgefühl vor dem weiten unsichern Weltmeer. Schwer ruhte der Kopf auf der Hand, und mancherlei Gedanken stürmten durch sein Gehirn.

Der kleine Hermann hatte sich inzwischen in der großen Stube allerlei Beschäftigung gemacht, und als Eduard einmal aufblickte, sah er ihn an der Hand eines größeren Knaben, mit dem er in seiner frischen ungenierten Weise Freundschaft geschlossen hatte.

Der fremde Junge mochte sieben Jahre alt sein, ein freundliches, aufgewecktes Bürschchen mit Pumphosen und derben Schnürstiefeln. Eduard rief ihn heran und erfuhr bald, daß auch er den Namen Hermann führe, und daß seine Eltern ebenfalls die Reise nach Amerika auf der „Johanna“ anzutreten im Begriff seien. Es dauerte nicht lange, so befanden sich Eduard und seine Reisegeossen in anregendem Gespräch, welches sich auf die Reise und die dazu getroffenen Vorbereitungen bezog.

Schon auf einer Eisenbahnfahrt von mehreren Stunden empfindet man das Bedürfnis, sich mit den Reisegefährten auszusprechen, und die meisten Reisenden

freuen sich, wenn sie in ihrem Abteil Leute finden, die sich an einem Gespräch beteiligen, das sich gewöhnlich in erster Linie um Ziel und Absicht der Reise dreht. Wieviel mehr mag ein solches Bedürfnis obwalten, wenn es sich um eine Reise von vielen Wochen, ja von mehreren Monaten handelt.

Im Laufe des Gesprächs erbot sich die Mutter des Knaben, während der Fahrt sich auch des kleinen Hermann Meyer annehmen zu wollen, und dadurch wurde Eduard wieder einer Sorge enthoben, die ihn schon gedrückt hatte, denn für ein dreijähriges Kind erscheint die weibliche Pflege doch immer als die beste.

Am andern Morgen in der Frühe begann die Einschiffung der Passagiere in den weiten Raum der „Johanna“. Alle, mit schweren Körben, Koffern und Packeten beladen, stiegen in das Schiff, während sich die unteren Räume noch fortgesetzt mit großen Warenballen füllten, die dort verstaut wurden.

Von den Passagieren mußte jeder sehen, wo er unterkam, und wer zuerst eingetroffen war, richtete sich die beste Ecke zum Aufenthalte ein, während die später Kommenden sich mit den übrig gebliebenen, weniger guten Plätzen begnügen mußten.

Die beiden bekannt gewordenen Familien blieben zusammen, um Freud und Leid während der langen Dauer der Fahrt mit einander zu teilen.

Gegen Mittag war alles klar zur Abfahrt, und von Tauen und Ankern befreit, löste sich das stattliche Schiff langsam vom Ufer und schwamm nach der Mitte der Weser, um mit etwa 220 Passagieren an Bord dem Meere zuzusteuern.

Am Quai hatten sich, wohl in Folge der damaligen schwierigen Reiseverhältnisse, nur wenige Personen eingefunden, die Verwandten und Freunden ein letztes Lebewohl bieten mochten, diese aber winkten fleißig mit den

Taschentüchern, bis das Schiff kleiner und kleiner wurde und zuletzt nur noch undeutliche Umrisse zeigte.

Kapitän Oldejanns befand sich auf seinen Posten. Eine wetterharte Seemannsgestalt mit festem Blick und tief gebräuntem Gesicht, ein rötlich blonder Vollbart umrahmte dasselbe, während der Schnurrbart nach Seemannsart fehlte. Mit großer Ruhe erteilte er seine Befehle, die prompt zur Ausführung gelangten. Von Zeit zu Zeit schob er den unvermeidlichen Stift von der rechten in die linke Backe, um sodann nach Seemannsart in weitem Bogen auszuspucken. Aber man mußte Vertrauen haben zu dem Seebären und zu seinem stattlichen Schiff, dessen Segel durch eine leichte Brise gebläht wurden, und welches stolz in dem breiten Flußbette der Weser dahin schwamm.

Weiter und weiter traten die Ufer zurück, vom Strome getragen und vom Winde getrieben glitt die „Johanna“ schnell dahin. Schon sah man das weite Wasser der See vor sich, da flaute der Wind plötzlich vollständig ab, und die Segel hingen schlaff an den Raaen.

„Die Fahrt fängt recht ruhig an,“ wendete sich einer der Passagiere an Kapitän Oldejanns.

„Ich traue dem Frieden nicht,“ erwiderte der Angeredete wenig freundlich, „ich glaube, daß wir schon im Watt eine ordentliche Mühe voll Wind bekommen, so daß Sie froh sein werden, wenn Sie in der Kajüte warm sitzen.“

Nachdenklich schaute der erfahrene Führer des Schiffes den Himmel an, der ihm nicht gefallen wollte.

Die Ufer der Wesermündung waren noch nicht ganz verschwunden, als eine plötzliche Welle das Schiff hoch in die Höhe hob und im nächsten Augenblicke schnell und heftig wieder heruntersinken ließ, daß es in allen Fugen krachte. Die an solche Ueberraschungen nicht

gewöhnlichen Passagiere, die sich im Innern des Schiffes befanden, wurden bunt durcheinander gewirbelt, und mancher Schmerzensschrei wurde laut, nicht allein von den jammernden Kindern und Frauen, sondern selbst von Männern, die gegen irgend eine Kante geflogen waren.

Oldejanns schaute ruhig dem aufziehenden Wetter entgegen, er ließ die meisten Segel einziehen und sie auf das Mindestmaß beschränken.

Der Sturm begann, haushoch türmten die Wellen, sich gegenseitig überschlagend. Dunkle Wolken erschienen plötzlich, als seien sie dem Meere entstiegen, am Himmel, und bald herrschte ein undurchdringliches Schneegestöber in der schweren Luft. Heulend brauste der Wind, bald von Nordwest, bald in Nordost umsetzend, so daß das Schiff ein Spielball der Wellen schien, wenn nicht Kapitän Oldejanns' wetterharte Gestalt unbedingtes Vertrauen zu der Führung des Schiffes eingeflößt hätte.

In den Kajüten sah es schaurig aus. Die Seefrankheit forderte ihren Tribut, sie machte sich selbst bei den Stärkeren bemerkbar, und durch ihr plötzliches Auftreten wirkte sie, als ob die ganze Gesellschaft von einer schweren ansteckenden Krankheit heimgesucht würde, von der eine Heilung und Rettung unmöglich sei. Es war ein Bild des Jammers, erhöht durch die stickige teergetränkte Luft, welche in den geschlossenen Räumen herrschte.

Eduard war einer der Wenigen, die von der schauderhaften Krankheit noch nicht erfaßt waren, aber er war vollauf beschäftigt, denn er mußte sich nicht nur der Pflege des eigenen Söhnchens widmen, sondern sich auch des Kindes der befreundeten Familie annehmen, da dessen Eltern ebenfalls seekrank geworden waren. Während sein Kleiner mehr durch die rollenden, schaukelnden und stoßenden Bewegungen des Schiffes immer

wieder von neuem erschreckt wurde, war der größere Hermann schwer leidend geworden, und auch seine Mutter zeigte sich bald so hinfällig, daß sie überhaupt nicht imstande war, sich um ihr Kind zu bekümmern, und dem Vater ging es nicht viel besser. So in treuer Pflichterfüllung überstand Eduard viel besser selbst die Angriffe der tückischen Krankheit auf seinen Körper und blieb von den Unbilden derselben verschont.

Inzwischen war das Wetter ärger und immer ärger geworden. Kapitän Oldejanns schüttelte bedenklich und immer bedenklicher den Kopf. Ein solches Wetter zu Beginn der Reise hatte er noch nicht kennen gelernt, und als einer der Matrosen ihn in einer dienstlichen Angelegenheit etwas fragte, meinte er: „Verdammt! Sollen wir in dem elenden Wattenmeer hier zu Grunde gehen!“

Das Schneegestöber machte jeden Ausblick unmöglich, und selbst das Steuer vermochte in dem Gewirr der Wasserwogen seinem Führer nicht immer zu folgen.

Eine große Gefahr bestand durch die Nähe der ostfriesischen Inseln, die in der Nordsee der Küste Deutschlands vorgelagert sind. Diese mächtigen Sandflächen, welche aus dem Meere hervorragen, bildeten damals bei schweren Unwettern die größte Gefahr für die ausfahrenden Schiffe, unsomehr, als es keine genaue Fahrstraße gab und der lose Sand bei stürmischem Wetter bald hierhin, bald dorthin geschwenmt wurde, die zur Fahrt geeigneten Rinnen versandend.

Die heutigen Hilfsmittel der Schifffahrt, Bojen, welche die Fahrstraße anzeigen, Feuerschiffe, Heul-Bojen, Sirenen und sonstige Seezeichen waren entweder garnicht oder doch nur in ungenügendem Maße vorhanden. Leuchttürme gab es allerdings, aber der Schein der großen, peinlich sauber gehaltenen Oellampen reichte nicht weit. Nur spärlich und meist erst angeichts der

größten Gefahr, auf den Sand aufzulaufen, leuchteten die Lampen des Abends den Schiffen entgegen. Aber am Tage verloren die Leuchttürme ihre Kraft, wenn bei starkem Regen, Nebel oder gar Schnee sie selbst, die als Fahrzeichen der Schifffahrt galten, nicht sichtbar wurden. So erschien denn die Gefahr als nicht gering, und wenn sich auch auf des Kapitäns Gesicht keinerlei Unruhe bemerkbar machte, so sehnte er doch in seinem Innern ein baldiges Ende des Unwetters herbei, sich seiner Verantwortung für die vielen Passagiere wohl bewußt.

Plötzlich ein furchtbarer Krach, der das stattliche Schiff in allen seinen Fugen erzittern machte. — Wild durcheinander stürzten die Passagiere, und lautes Wehgeschrei verriet die Angst und die Sorge um das Leben.

Im nächsten Augenblicke fuhr das Schiff wieder in die Höhe, um mit einem erneuten Krach auf die Sandbank niederzuschlagen.

Ein kurzes Kommando: „Alle Mann zu den Pumpen, das Schiff ist leck,“ und eilig stürzten die Mannschaften zu den Pumpen, um in fieberhafter Tätigkeit das Wasser zu entfernen, welches in das Innere des Schiffes eindringt und bald in gurgelnden Strömen sich aus dem Innern wieder in die brausende Flut ergießt. Auch die Passagiere, soweit sie von der Seefrankheit noch nicht überwältigt worden waren, griffen mit zu, denn die Gefahr erschien groß.

Eduard hatte sein Söhnchen schnell in die Hängematte gelegt und es dem lieben Gott empfohlen. Auch hatte er die andern Passagiere, deren er sich angenommen, schnell untergebracht, und schon war er auf Deck, wo er als einer der fleißigsten mit zu pumpen begann.

Es war eine fürchterliche Situation. Mit hochroten heißen Köpfen arbeiteten die Männer ohne Unter-

brechung, während der weiße Gischt der Wogen über sie hinweg brauste und ihre Kleider durchnäßte.

Das Wetter war immer schlimmer geworden. Durch das Schneegestöber zuckten grelle Blitze, und der Donner rollte mit furchtbarer Gewalt über die aufgeregten Wogen dahin.

Als ein Blitz für einen Augenblick die Natur erhellte und einen Blick durch das Schneegestöber gestattete, erschien vor den Augen der Gefährdeten ein sandiges Land, die Insel Wangerooge, der sich das Schiff in unheimlicher Weise genähert hatte. Sollte der Kapitän sein Schiff zur Rettung der Passagiere auf den feichten Sand des Wangerooger Strandes auflaufen lassen? Blitzschnell war ihm der Gedanke gekommen, aber ebenso schnell mußte er ihn wieder verwerfen, denn der aus Nordwesten brausende Sturm hätte sicherlich mit einem Schlage das Fahrzeug vollständig zerschellt.

Kurz und knapp, als sei nicht die geringste Gefahr vorhanden, gab Kapitän Oldejanns seine Befehle. Ruhig blickte er der fürchterlichen Gefahr ins Auge, nur bedacht, Passagiere und Schiff zu retten.

Plötzlich dröhnt mit Donnerstimme sein Befehl über das Deck. Matrosen stürzen herbei, und unter ihren Anstrebungen sinkt nach langer Anstrengung und furchtbarer Arbeit plötzlich der eine Mast krachend in die Wassermassen, und auch der andere Mast muß gefappt werden. Das stattliche Schiff ist zum Wrack geworden. Die stolze „Johanna“, die erst vor wenigen Stunden so majestätisch in die See hinauschwamm, ein elender Kasten, in dem hunderte von Menschen um ihr Leben zittern.

Das furchtbare Krachen der stürzenden Maste und die Angst um das Leben läßt die Passagiere nicht länger mehr in der Kajüte halten. Seekrank und elend, wie

sie sich fühlen, beginnen sie auf das Deck zu stürzen, um dort Rettung zu suchen.

„Zurückbleiben!“ dröhnt die Stimme des Kapitäns ihnen entgegen. „Zurückbleiben!“ ruft er ihnen wieder zu.

Aber es hilft nichts, die ersten werden von den nachdrängenden geschoben, und schon sieht man Männer und Frauen händeringend, jammernd und aufschreiend auf dem Schiffsrumpf, der, seiner Masten entblößt, als ein Spiel der Wellen hinauf und hinunter geschleudert wird und jeden Augenblick ganz in den Abgrund gerissen zu werden droht.

Endlich gelang es den Matrosen, auf Befehl des Kapitäns in unnachsichtiger Weise die Passagiere von dem Ersteigen des Decks zurückzuhalten und die Luken zu schließen, während etwa zwanzig Personen auf dem unsichern Deck zurückblieben.

Plötzlich eine große Wasserwoge, und weg sind sie alle.

Das Meer hat sie hinweggespült, aber auch von den wackern Männern, die so fleißig an den Pumpen gearbeitet, sind einige hinweggerissen in die Tiefen des Meeres, das in solchem Zustande keinen Menschen lebend zurückgibt.

Der Matrose, der mit Eduard Meyer an der gleichen Pumpe gearbeitet, will noch nach seinem Kameraden greifen, aber schon ist er über Bord und auf Nimmerwiedersehen verschwunden.

Laut aufschreiend fährt der wackere Kapitän zusammen. Heiße Tränen entfließen seinen Augen, die vielleicht seit der Kinderzeit nie geweint. Er muß die Unglücklichen ihrem Schicksal überlassen und nur versuchen, die andern dem sichern Tode zu entreißen.

Der Blick, den er vorhin bei dem grellen Blitze auf die Insel Wangerooge geworfen, hatte genügt, um

ihm zu zeigen, wo sich das Schiff befinde, und er versuchte, dasselbe in die Harle zu bringen, deren ruhigeres Wasser ihm ein Auflaufen des Schiffes vielleicht möglich machen konnte.

Zwischen Wangerooge und Spiekerooge befindet sich die Harle. Man nennt sie noch heute einen Fluß, während sie in Wirklichkeit eine Meerenge, welche die beiden Inseln von einander trennt, bedeutet. Vor vielen Jahren sollen die beiden Inseln aneinander gehangen und nur durch den Harlefluß eine schmale Trennung gehabt haben.

Dorthin versuchte Kapitän Oldejanns sein Schiff zu lenken, und es gelang ihm. Mit einem furchtbaren Krach geriet es auf die Sandbank, im nächsten Augenblick sich auf die Seite legend, aber es lag fest, so fest, daß die Wogen es nicht seinem Standpunkte entreißen konnten. Im nämlichen Augenblicke drangen gewaltige Wasserwogen in die Räume des gestrandeten Schiffes, so daß die Passagiere gezwungen waren, in wilder Flucht auf das Deck zu stürzen, nachdem die Matrosen die Luken schnell geöffnet und nun beim Herauskommen die vor Angst fast Wahnsinnigen unterstützten. Aber selbst in der Harle herrschte das Unwetter in einem Maße, daß Welle auf Welle über das Schiff hinwegschlugen und noch manches Menschenopfer forderten.

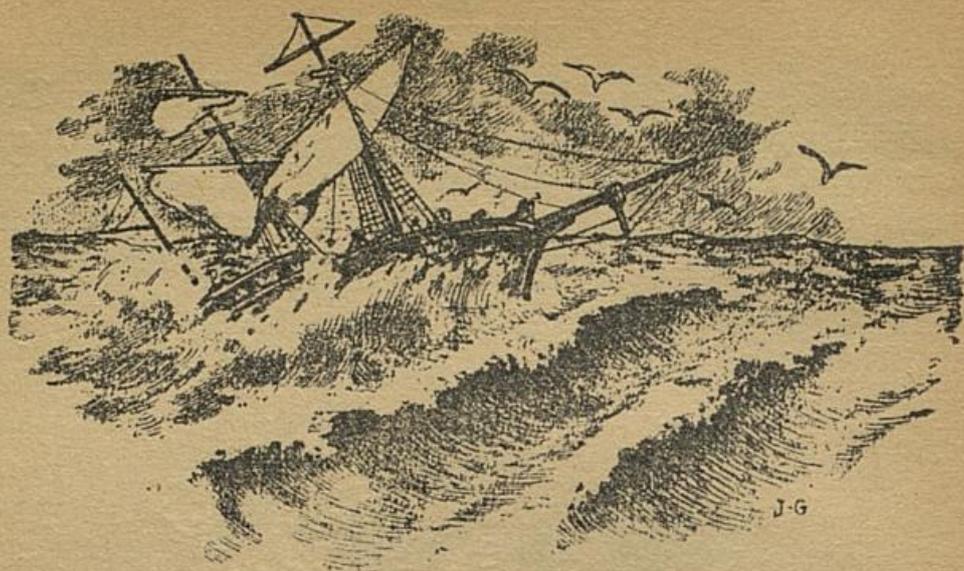
Kapitän Oldejanns, der so oft der Gefahr ins Auge geschaut, war gebrochen, der starke Mann stürzte nach dem vollbrachten Rettungswerke auf das Deck nieder, und sogleich hatte ihn eine Welle ergriffen, die dem greisen Führer ein nasses Grab bereitete.

Mehr als 80 Menschen verloren ihr Leben bei der furchtbaren Katastrophe, während die andern von den Bewohnern der Insel Wangerooge gerettet wurden.

Als das Schiff festgefahren auf dem Sande lag sank es allmählich mehr und mehr auf die Seite, und

brausend brach sich die Brandung an seinen Wänden. Doch nicht lange, so ließ das Toben des Meeres nach, und als die Ebbe eintrat, glätteten sich die Wogen. Ruhig und still lag das Meer da, als sei es von der Wirkung seines zerstörenden Werkes voll und ganz befriedigt.





II.

## Antje.

Der Leuchtturm von Wangerooge sandte seine Strahlen über die Wellen der Nordsee. Es dämmerte, und mit dem Untergange der Sonne hatte der alte Lutz die Verpflichtung, die Oellampen auf dem Leuchtturme anzuzünden, welche nicht nur den Wangeroooger Schiffen die Einfahrt zu der Hafensbucht im Süden der Insel anzeigten, sondern die auch den Weg für die nördlich fahrenden überseeischen Schiffe, die von oder nach den Häfen des Festlandes fuhren, anzugeben hatten.

Der „Alte Lutz“, mit welchem Namen er im Dorfe von jedermann bezeichnet wurde, mochte 70 Jahre zählen, er ging etwas vornüber gebeugt, während andere Insulaner seines Alters sich meist noch gerade und aufrecht hielten. Er aber hatte schwere Zeiten durchgemacht, und namentlich im Anfange des Jahrhunderts, als die Franzosen Herren der Insel gewesen, hatte ihm das